



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

**: Maria von Magdala

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach den neuesten Berichten aus England bestehn jetzt in Großbritannien und Irland mehr als siebenzig Gasthäuser unter gemeinnütziger Verwaltung. Von ihnen kommen vierunddreißig auf die schon 1896 gegründete Volkserfrischungsgesellschaft des Bischofs von Chester, die nationalen Charakter trägt. Die übrigen stehn meist unter den für einzelne Städte oder Bezirke gegründeten Vertrauensgesellschaften, die durch Lord Grey ins Leben gerufen worden sind. Es gibt schon siebenunddreißig solcher Vertrauensgesellschaften, von denen einzelne zwar noch kein Gasthaus besitzen, andre erst einige Häuser gegründet haben; eine Gesellschaft hat es schon auf sieben Häuser gebracht.

Trotzdem daß an dem Grundsatz festgehalten wird, den Betrieb nicht darauf zuzuschneiden, daß an berausenden Getränken möglichst viel, sondern möglichst wenig genossen wird, haben die Wirtschaften doch gut verdient. Nach den mitgetheilten Bilanzen für 1901 kann man neben der fünfprozentigen Verzinsung des Anlagekapitals und nach den üblichen Abschreibungen noch einen bedeutenden Gewinn verzeichnen. Er wird zu gemeinnützigen Zwecken für die Gemeinden, in deren Bezirk die Wirtschaft besteht, benutzt und wird namentlich für solche Einrichtungen verwandt, die wie Lesezimmer, Kegelbahn und dergleichen dazu dienen, den ständigen Kneipenbesuch der Ortsbewohner mehr und mehr entbehrlich zu machen.

Wer möchte nicht, wenn er von diesen englischen Reformgasthäusern liest, auch manchem deutschen Orte ähnliche Wirtschaftsverhältnisse wünschen? Namentlich wäre vielen unsrer Kleinstädte und Dorfgemeinden, wo Fabrikarbeiter oder Bergleute der Hauptteil der Bevölkerung sind, sicherlich damit gedient.

Weimar

W. Plessing



Maria von Magdala



aria, der Stern von Magdala, des bösesten und geizigsten Mannes von Magdala Ehefrau, ist ihrem Gatten entlaufen und hat ihr glück- und liebehungriges Herz nach Jerusalem getragen. Sie war fünfzehn Jahre alt, als sie nach dem Willen des harten Vaters dem um vierzig Jahre ältern Manne ihre Hand reichen mußte. Drei qualvolle Jahre hatte sie es in der unnatürlichen Verbindung ausgehalten, dann vermochte sie die Last nicht länger zu tragen. Und doch war es nicht, wie sie sich wohl einredete, die Erbitterung über die ihr angetane Schmach allein gewesen, was sie von zuhause weggetrieben hatte, auch andres hatte dazu mitgewirkt. Sie hatte nach dem Baum hinübergeschaut, von dem es heißt, daß gut von ihm zu essen wäre und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er flug machte. Frei wollte sie leben, den Hunger der Sinne stillen, alle Freuden der Jugend genießen und nicht nach morgen fragen, nicht fragen, ob sie morgen vielleicht hassen werde, was sie heute geliebt hatte. Nicht erst in Jerusalem, schon in mancher Stunde ihres traurigen Ehelebens — anders können wir ihren schnellen Niedergang nicht begreifen — hatte sie sehnsüchtig von einem wunderbaren Glück geträumt und die Arme danach aus-

gebreitet, einem Glück, worin man versinkt gleichwie in einem Abgrund, ausgefüllt mit Rosen und Lilien von süßem Duft, wo Leib und Seele ruhn, erlöst vom täglichen Streit wilder Wünsche, wo man Frieden atmet, und der Durst der Seele und Sinne für immer Stillung findet.

Was sie begehrt hatte, war ihr in Jerusalem geworden. Düfte von Rosen und Lilien durchwogten ihr reiches Gemach, worin sie frei und ungebunden waltete, eine Königin und eine Zauberin. Jerusalems Jünglinge lagen zu ihren Füßen, überschütteten sie mit Zärtlichkeiten und füllten ihren Schatz mit Gold. War sie nun glücklich geworden? Eine Zeit lang meinte sie es zu sein. Aber um sich in einem Leben, wie Maria es nunmehr führte, wohl zu fühlen, muß man das Herz einer Buhlerin haben, ein ungeteiltes Herz, und die Gedanken einer Buhlerin, nur solche Gedanken, nicht die Gedanken, die unter den süßesten Klängen hervorkommen und alles übertönen, die aus Lilien und Rosenblättern hervorkriechen und die Seele erschrecken, lästige und doch unabweisbare Gäste, die die schöne Harmonie des Sinnenlebens zerstören. Nein, Maria ist schön, sie lebt im Überfluß, sie hat die Freude, gefeiert und vergöttert zu werden, aber glücklich ist sie nicht. Denn mit ihrer Leibes Schönheit hat sie auch eine feine und schöne Seele empfangen, so fein und schön, daß man es schwer verstehen kann, wie sie so tief zu sinken vermochte. Die hohen und edeln Gedanken sind bei ihr nicht seltne, zufällige und unwillkommene Gäste, sondern sie entspringen dem natürlichen Grund ihrer Seele und sind ihr gewöhnlicher Umgang. Im wildesten Sinnenrausch ihrer Tage hat sie sich doch ein heißes Gefühl für Seelengröße und Seelenreinheit bewahrt. Es gibt solche wunderbarlich zusammengesetzte Charaktere — unter schönen Frauen sind sie gar nicht selten —, in denen Klugheit und Torheit dicht nebeneinander wohnen, ein verständiger Sinn neben dem Ungeschmack der Eitelkeit, und worin die Stimmungen wechseln wie die Wolken am Himmel. Maria verachtet die Männer und kann sie dennoch nicht entbehren, sie ist stolz auf ihre Triumphe und weiß doch, wie leer es in den Köpfen aussieht, die sich anbetend vor ihrer Schönheit neigen. Sie würde es schwer ertragen, wenn jemand der Macht ihrer Reize nicht erlage, und sie sehnt sich dennoch nach einem Menschen, der sich den Fuß nicht auf den Nacken setzen läßt, der reines Herzens bleibt. Aber noch hat sie einen solchen nirgends gefunden.

Einmal hatte sie geglaubt, einem wahrhaft bedeutenden Menschen begegnet zu sein, dem Judas Ischarioth, einem Geldhändler, der im Heiligtum zu Jerusalem seinen Wechselstisch aufzustellen pflegte. Keines Herzens war der freilich auch nicht, und seine Brust war keineswegs gegen Aphroditens Künste dreifach gepanzert, aber er war doch ein rechter Mann, schien es wenigstens zu sein, und er war anders als die Herde glatter Stutzer, die sonst ihren Hof gebildet hatte. Rauh war er und heftig, kein leidiger Schmeichler, das hatte ihr gefallen, er redete mit ihr nicht bloß von Liebesfachen, sondern weihte sie ein in seine ernstern Pläne, in seine politischen Anschauungen, deren Nerv unauslöschlicher Haß gegen die römischen Bedrücker war, und das hatte ihm ihr ganzes Herz gewonnen. Denn solchen blutigen Haß, wie ihn Judas im Herzen hegte, verstand auch ein jüdisches Weib, das in den großen Erinnerungen

seines Volkes schwelgte, dem es von Jugend auf gelehrt worden war, zu solchen rauhen Gestalten wie der Richterin Deborah und der Judith als leuchtenden Sternen ihres Geschlechts aufzuschauen, und das gewohnt war, selbst die meuchlerische Tat der Sael, die den Sifera im Schlaf ermordet hatte, als patriotisches und darum verdienstliches Werk anzusehen. Wie sie sich längst den Fremdlingen aus Rom verschlossen hatte, so verbannte sie, seitdem sie den Judas liebte, auch jeden andern aus ihrem Haus und lebte nur ihm allein, der nicht schön war, noch gütig, noch lustig, sondern ein Unhold mit gespenstigen Augen, aber ein Held und ein ganzer Mann.

Lange hatte jedoch der schöne Traum nicht gedauert: eines Tags war der Geliebte ausgeblieben. Und Maria, das stolze und gefeierte Weib, hatte nun auf ihn warten müssen, und sie hatte von einem Tag zum andern gewartet, bis sie sich endlich nicht mehr der Erkenntnis verschließen konnte: Du bist verschmägt, er hat mit dir gespielt. Sehr niedrig denkt Maria plötzlich von dem Manne, den sie ehemals so hoch geachtet hatte, wenn sie meint, er sei ausgeblieben, weil das ihrem Gatten gestohlene Gold zur Reige ging. Es hatte doch eine andre Ursache, daß Judas die Schwelle der Sünderin nicht mehr überschritt: ein anderer, der Größte, der je auf Erden wandelte, hatte seine Hand auf ihn gelegt. Den Wechslertisch hatte er ihm umgestürzt und sein geliebtes Gold auf die Gasse gestreut, die Geißel hatte er über ihm geschwungen, und Judas hatte sich nicht dagegen empört, sondern hatte alles, sein Geschäft, sein Haus und die Geliebte verlassen und war Jesu nachgefolgt. Wenn irgend einer, das war ihm zum Bewußtsein gekommen, so war dieser galiläische Prophet der Messias, der seinem Volke die Freiheit bringen und das Römerjoch zerbrechen konnte. Das hatte Judas geglaubt, eine Weile, dann war er in Zweifel geraten, und endlich hatte sich seine enge und neidische Seele von dem Propheten abgewandt. Entweder lassen Sie uns Cyperwein trinken und Mädchen küssen — so hat Vassalle einst ausgerufen — oder aber alle unsre Kräfte der Verbesserung des dunkeln Loses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechts weihen! Als Judas nicht mehr mithelfen wollte am Werk des Heilands, entschied er sich für den Cyperwein und das Mädchenküssen. Und so kommt er zu Maria zurück.

Zu ungelegner Zeit betritt er Marias Gemach. Ein vornehmer Römer, Aulus Flavius, der Nefte des Pontius Pilatus, ist bei ihr. Er hat sie eben vor den Zudringlichkeiten einiger Glieder der goldnen Jugend Jerusalems bewahrt und sie nun durch seine ritterliche Teilnahme dahin gebracht, daß sie ihm ihr Herz ausschüttet und ihm all ihre Bitternisse, deren herbste die Untreue des Judas ist, anvertraut. Übler konnte es Judas gar nicht antreffen als in einem Augenblick, wo das beleidigte Weib in ihren peinvollen Erinnerungen wühlt. Dazu benützt der kluge und stolze Römer die Gelegenheit, der Maria ihren Helden zu verleiden und ihm das Löwenfell von der Schulter zu ziehn. Dein Freund ist kein Held, du gute Maria, ein Sklave ist er. Von dem galiläischen Prediger hat er sich prügeln lassen, und wie ein Hund mit gesenkten Ohren ist er dem Herrn nachgeschlichen, der ihn züchtigte. Ist das wahr? fragt Maria, und Judas kann nicht nein sagen. Aber, fragt er, erniedrigt sich, wer

einem Höhern dient, einem Helden und König? Und er erzählt ihr von dem wunderbaren Wesen des unbegreiflichen Mannes. Judas haßt ihn und redet doch wie einer, der noch immer liebt, er glaubt nicht mehr an Jesus und wird doch sein Prophet. Und gerade das muß er aussprechen, was auf die Buhlerin die tiefste Wirkung ausübt und ihn selber für immer von dem Throne stürzt, den ihm Maria einstmals in ihrem Herzen errichtet hatte: Nie hat er ein Weib berührt, seine Seele schwebt hoch über aller irdischen Freude. — Das ist der Wendepunkt in Marias Leben: Ich muß ihn kennen lernen, der solche Macht hat, selig und unselig zu machen. Ich muß erfahren, ob er die Augen niederschlagen wird, wenn unsre Blicke sich begegnen.

Dicht neben dem Palast des Flavius liegt das Haus eines jüdischen Mannes, des Simon, mit einem Gärtchen, das an die Straße stößt. Hier hat der Prophet Wohnung genommen. Hier wandelt er zuweilen unter den Blütenbäumen, und man kann ihn dann von des Flavius Haus aus beobachten, von dessen Garten aus auch seine Stimme vernehmen. Maria kommt zu Flavius, von ihm eingeladen, um den Mann, den Heiligen zu sehen, dessen Bild schon ihre ganze Seele erfüllt. Sie begegnet im Haus des Römers dem Hohenpriester Kajaphas, der soeben einen vergeblichen Versuch gemacht hat, den Neffen des Landpflegers für einen Gewaltstreich gegen Jesus zu gewinnen. Das Zusammentreffen mit dem verachteten Weibe kommt dem stolzen Priester gelegen, sein ränkevoller Kopf entdeckt sofort einen neuen Weg, den Galiläer zu verderben. Zuerst sagt er Maria schneidende Worte über ihr sittenloses Leben, dann wird er freundlicher und kommt schlankweg mit dem Ansinnen heraus: Du bist schön, Maria, aber du hast deine Schönheit, das Geschenk deines Gottes, mißbraucht. Jedoch nun bietet sich eine Gelegenheit, was bisher ein Werkzeug des Verderbens war für viele, zu einem Werkzeug der Rettung zu machen für dein ganzes Volk. Um seines Wandels willen, der heilig und sündlos scheint, schaut die Menge zu ihm auf. Nun, Maria, an dir wäre es, ihn zu entlarven. Er hält ihr den Ruhm der Judith vor und sagt: Was dein Leben bisher befleckt hat, mit einer einzigen verdienstlichen Tat würdest du es auslöschen. Sehr fein passen diese Worte zu Mariens eignen Gedanken; sie wollte dem Heiligen ja auch prüfend in die Augen sehen, ob er wirklich das wäre, wofür ihn alle halten, oder auch nur ein Mensch wie die andern, dem Zauber der Sünde verfallen. Dennoch wendet sie sich verächtlich von dem Versucher ab: nur bei sich selber will sie prüfen, nicht aber gemeine Niedertracht ausüben. Nun schlägt der Versucher einen andern Weg ein; er wendet sich an das liebebedürftige Weib: Du sollst ihn nicht verderben. Er mag leben. Nur den Heiligenschein sollst du ihm zerstören und die Heiligenkronen vom Haupte nehmen, dafür magst du ihn mit Rosen und Jasmin bekränzen und in irgend einem lachenden Lande ihn vergessen machen, was er einst geträumt hat. Und zuletzt ihre Eitelkeit anstachelnd: Du getraust es dir wohl nicht, du fürchtest wohl, deine Schönheit werde hier ohnmächtig sein? So hatte auch Judas gesprochen: Die Macht deiner Schönheit wird zu Schanden werden an diesem Unbegreiflichen. Gedemüthigt würdest du von ihm gehn, und wenn auch du seinem Zauber erlagest, wie alle Weiber, die ihm je genahet, zum erstenmal

in deinem Leben würdest du erfahren, wie unerfüllte Wünsche das Herz verzehren. Das hatte Judas gesagt, und sie hatte geantwortet: Und doch — und gerade darum. Schweigend, mit dunkeln Gedanken ringend, steht sie nun neben Kajaphas.

Jetzt kommt der Prophet drüben in den Garten. Maria verläßt das Haus, um ihn zu hören. Sie lauscht von ferne und tritt dann näher und näher, hinaus auf die Straße, unter die Menge der Gläubigen, die andächtig der Rede Jesu lauscht. Da wird sie erkannt. Die Ehebrecherin aus Magdala! Wie erdreistet sie sich, ihr Antlitz vor dem Heiligen des Herrn zu zeigen. Sagt sie hinweg, schlägt sie, steinigt sie! Die stille, friedliche Gemeinde ist plötzlich von einem Wirbelsturm wilder Leidenschaft erfaßt worden. Da stillt die Stimme eines Ungesehenen den Sturm, eine Stimme, der sich jeder augenblicklich beugt; und die Stimme spricht: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Angstvoll richtet sich Maria auf und wandt in das Haus zurück. Sie ist vom Tode gerettet, aber sie fühlt sich gerichtet. Ihm hat sie nun ins Auge gesehen und erkannt, sein Auge ist rein, rein seine Seele. Aber diese stillen, großen, milden Augen sind ihr furchtbar geworden. Wer rettet mich vor diesen Augen? ruft sie in tiefster Seelennot, die Hände abwehrend ausgestreckt gegen ihren Retter, der zugleich ihr Richter ist.

Und doch zieht unstillbare Sehnsucht sie von neuem zum Herrn. Die Sünderin will den anbeten, der ihr ein neues Leben gegeben und sie zum erstenmal ein Glück hat fühlen lassen, das keine Reue gebiert. Seine Füße mit ihren Tränen zu benetzen und mit ihrem Haar sie zu trocknen, ihm mit einer Liebe, rein wie das Sonnenlicht, zu danken, daß er das irrende und verirrte Weib mit Himmelshuld begnadet hat, danach verlangt ihr zärtliches Herz. Und sie ringt mit aller Kraft, seiner würdig zu werden. Den Judas stößt sie von sich und treibt ihn damit dem Hohenrat in die Arme. Einsam verlehrt sie in ihrem Haus, schwermütig und selig zugleich, ihre Tage. Rein wie Sonnenlicht ist ihre Liebe dennoch nicht, irdische Gefühle drängen sich in die himmlische Liebe hinein, weltliche Worte in fromme Gedanken. Johannes der Täufer hatte von Jesus gesagt: Ich bin nicht wert, daß ich seine Schuhriemen auflöse. Die Büsserin sagt: Ich bin nicht wert, daß nur seine Hand meine Wange liebkoste. Aber das Sinnliche wird doch von dem reinen Gefühl, das immer stärker ihre Seele durchströmt, aufgelöst und hinweggeschwemmt, und tröstlich bekennt sie: Seine Liebe gehört der Welt, sein Herz allen Dürftigen, die er in sein himmlisches Reich führen will, wenn sie reines Herzens sind. Das ward ich durch ihn und will es bleiben.

Zu der Einsamen kommt Flavius mit der furchtbaren Nachricht: Jesus ist von einem seiner Jünger verraten, von den Juden verurteilt und dornengekrönt von Pilatus dem Tode preisgegeben. Aber es gibt noch einen Rettungsweg, Flavius selber will den Gefangenen heimlich befreien und in Sicherheit bringen. Und der Lohn für die gute Tat? Denn Flavius ist kein Idealist, er tut nichts umsonst, aber der von ihm geforderte Lohn ist in Anbetracht dessen, daß eine Buhlerin ihn zahlen soll, gering: Eh ich um Mitternacht zum Kerker gehe, will ich an deine Tür pochen. Wenn du mir dann ein wenig

hold und freundlich sein wolltest! Vor wenig Augenblicken erst hat Maria sich gelobt, reines Herzens will ich bleiben, und nun soll sie wieder in den Schlamm, aus dem sie sich für immer gerettet geglaubt hatte, zurückgestoßen werden! Arme Maria! Herr mein Gott, betet sie, erleuchte meine Seele, daß sie erkenne, was dein Wille ist. Du sahst, wie ich mich emporrang zum Licht, soll ich zurückgestoßen werden in Schmach und Sünde? Sie glaubt das grauenhafte Opfer bringen zu müssen, dann aber, so wendet sie sich an die Gottheit, dann darfst du mir nicht zürnen, wenn ich selbst das besudelte Gefäß zerbreche, mich rette in die ewige Nacht, die jede Schande begräbt und jeden Aufschrei der Verzweiflung erstickt. Dann gönne diesem müden Herzen den Frieden!

In dieser Stunde, wo ihre ganze Seele erschüttert ist, muß sie es auch noch ertragen, noch einmal die Stimme ihres ehemaligen Geliebten zu hören. Judas tritt zu ihr, das Rainszeichen auf der Stirn, den Wurm, der nicht stirbt, im Herzen. Wie ist es nur möglich gewesen, daß Maria einmal hat glauben können, Judas sei ein Held und habe ein kühnes, hochgesinntes Herz! Auch jetzt hält sie ihn wenigstens noch für einen Dämon, aber auch das ist Judas nicht, sondern ein verworrener Fanatiker, ein großsprecherischer Mensch, der sich an stolzen Worten berauscht, während sich sein Herz feige im Staube windet. Keine Tür wird sich mir öffnen, zur Rache für das, was sie meinen Verrat nennen, obwohl es ihre Rettung war, und auch die Priester können mich nicht schützen. Darum will ich hinwegziehen und Wohnung suchen in einer andern Stadt, wo kein Fluch sich hängt an den Namen Judas Ischarioth. Du aber sollst mit mir ziehen. Das ist seine Klage und sein Anliegen an Maria. Was er redet von zertretenen Hoffnungen und von Bitternissen, unter denen seine Seele leide — das sind nur Flausen. Wahr und echt ist nur seine Sinnlichkeit: Wenn ich leben soll, muß ich dafür sorgen, daß in den Becher, den jeder neue Tag mir an die Lippen setzt, etwas Süße träuft! Und darum mußt du mit mir ziehen! . . . oder du stirbst von meiner Hand. Daß Maria je wieder mit dieser niedrigen Kreatur zusammenleben, seine Krankenwärterin werden könne, ist ganz unmöglich. Nur etwa zum Henker taugt er noch, und als solcher ist er ihr willkommen, und Maria, die jetzt ihr Leben von neuem der Schande preisgeben will, ist bereit, ihre Brust dem Mörderstahl des gleichfalls ewiger Schande verfallenen Menschen darzubieten! Das Opfer wird nicht gebracht. In der letzten Minute vernimmt Maria die Stimme des Herrn in ihrer Seele: Maria, was willst du tun, bist du nicht wiedergeboren und hast eine neue Seele empfangen und einen neuen Leib, und der soll nun entweiht werden, entehrt um meinetwillen? Zurück von diesem Abgrund! Als Flavius an ihre Tür klopft, betet sie: Schützt mich, ihr Engel des Herrn! und nach einem letzten Schwanken ruft sie: Ich kann nicht . . . kann nicht. So stößt sie die Hand zurück, die nach ihrer Meinung allein noch rettend eingreifen konnte, und sieht ihren Herrn nunmehr dem Tode verfallen.

Der letzte Akt bringt die Ausgänge des Lebens Jesu, auch das Ende des Verräters, dessen Gewissen endlich unter dem Kreuz Jesu aufgewacht ist und über ihn eine Seelennot gebracht hat, die auch von Marias Liebe nicht mehr

geheilt und gestillt werden kann. Maria wandert wehklagend durch die Straßen Jerusalems, die Mörder Jesu anklagend und sich selber des Mords an ihm beschuldigend. Nirgendes sieht sie eine Rettung aus ihrem Schmerz. Judas, von dem sie die Erlösung aus ihren Leiden gehofft hatte, ist tot, und sich selbst den Tod geben, das will sie nicht. So bleibt ihr nichts übrig, als still in einem Leben auszuharren, worin alles finster geworden ist, und über dem alle Sterne erloschen sind. Sie ist irre an sich geworden, sie zweifelt, ob sie recht tat, der Stimme ihres geläuterten Gewissens zu folgen. Nun ist die Welt mir tot und alles, was süß ist in der Welt, so klagte die heilige Elisabeth, als sie den Tod ihres Gatten erfuhr. Maria ruft: Gute Nacht, schöne Welt. Du bist eine Welt voll Schlangen und reizender Tiere. Nur einer in dir war ein Mensch, den haben sie nicht dulden wollen in ihrer Mitte, weil er schön war und sie beschämte in ihrer Häßlichkeit, und darum ruhten sie nicht, bis er seine lichten Augen schloß. Aus ihrem trostlosen Jammer reißt sie endlich ein Wort heraus, das man ihr zuflüstert: Er hat verheißt, am dritten Tage wieder aufzustehn. Mit aller Blut ihres Herzens klammert sie sich an dieses Wort. Ja er wird wiederkommen, denn er selbst hat es verheißt, und niemals kam ein unwahres Wort aus seinem Munde. Nicht heller Ostersonnenschein, sondern nur ein stiller Mondenglanz leuchtet über dem Ende des Stücks, das doch nicht mit herber Entsagung oder Verzweiflung schließt, sondern mit einem lichten Ausblick zur Welt der Auferstehung und des unvergänglichen Lebens.

Bücher haben ihre Schicksale. Vor mir liegt Heyses Drama mit der Jahresangabe 1899. Ich erinnere mich nicht, daß in den zwischen heute und damals liegenden Jahren viel über das Buch geredet und gesprochen worden wäre. Und doch hätte ein neues Buch von Paul Heyse von vornherein allgemeines Interesse erregen müssen. Ich habe das Drama 1899 zuerst gelesen, zu einer Zeit also, wo man es noch unbeeinflusst vom Rauschen des deutschen Blätterwaldes lesen konnte, und ich habe von ihm einen tiefen Eindruck empfangen, keinen vollkommen harmonischen, ich gestehe es, aber ich habe es jedenfalls in der wehevollen Stimmung und mit der seelischen Spannung gelesen, wie sie nur ein Werk hervorzubringen vermag, worin ein ernstester feiner Stoff mit den Mitteln feinsten dichterischer Kunst verarbeitet ist. Das Stück ist voll packender Szenen, voll hinreißender Leidenschaft, voll wunderbarer Poesie. Es versteht sich ja von selbst, daß ein Dichter wie Heyse und ein Meister der Sprache wie er mit allen goldnen Glocken des Herzens zu läuten vermag. Und dennoch würde wahrscheinlich der Strom des literarischen Interesses ohne vieles Geräusch an dem Buch noch heute vorüberfließen, wenn nicht die Ablehnung durch die Behörde dazwischen getreten wäre. Da plötzlich stauten sich die Wasser, und nun beklagte man es als ein schweres Unrecht, daß man dem deutschen Volke sein Lebensbrot vorenthalten wolle.

Wir haben gegenwärtig in der Kunst eine starke Neigung zur Verwendung religiöser Motive. Das darf man gutheißen, es nötigt den Dichter, in die tiefsten Tiefen zu steigen und aus den tiefsten Brunnen zu schöpfen. Aber es hat auch seinen Nachteil. Allzunah liegt die Gefahr eines Konflikts mit dem religiösen Gefühl andrer, namentlich dann, wenn es sich nicht um Mittel Dinge

handelt, sondern wenn solche Geschehnisse und solche Personen zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden sind, die dem innersten Heiligtum des Glaubens angehören. Da kommt der Künstler nicht mehr ungeschmälerkt zu seinem Rechte. Das schöne Spiel der Gedanken wird nicht mehr unbefangen genossen, die Hand am Schwertgriff, so hört man dem Dichter zu, jeden Augenblick bereit, seine Heiligtümer zu verteidigen. Einen Konflikt mit dem religiösen Gefühl hat denn auch die Stelle, die der Maria von Magdala die Theaterpforte verschließen zu müssen glaubte, befürchtet. Leicht mag es ihr nicht geworden sein, einem Heise die Tür zuzuhalten; wer weiß, wie mancherlei Gründe zu diesem Entschluß mitgewirkt haben, und wie mancherlei Stimmen gegen das Stück laut geworden sind. Das christliche Empfinden werde in diesem Stück verletzt, so sagen die einen, und andre setzen hinzu: auch das sittliche Empfinden. Ist das wahr? Zweifellos bewegt sich das Stück in einem Milieu, das man nicht rein nennen kann. Das würde allerdings heutzutage schwerlich als Ablehnungsgrund eines Theaterstücks geltend gemacht werden, denn täglich dürfen Dramen aufgeführt werden, in denen dem Zuschauer ganz andre Dinge zugemutet werden, aber es könnte manchen, der sich an reiner und keuscher Kunst erquickern will, abschrecken. Wird wirklich unser sittliches Gefühl beleidigt? Ich sage nein. Wir haben es in der Maria mit einem höchst sittlichen Thema zu tun, nämlich mit der Wiedergeburt einer sündigen Seele durch die Macht Jesu, und etwas Schöneres und Ergreifenderes gibt es wohl nicht zu sehen, als wenn eine arme Menschenseele im zerrissenen und zerspaltenen Leben das große Heimweh nach Herzensreinheit in sich erlebt und sich von diesem Heimweh zu Gott führen läßt. Verfänglich mag das Milieu sein, aber mit feiner Kunst ist das Anstößige vermieden, bis auf wenig Stellen, wo es nicht anders ging; und bis etwa auf das Auftreten der jungen Wüstlinge, unter denen des Kajaphas Sohn das Menschentum auf seiner niedrigsten Stufe zeigt und durch seine blasphemische Verwendung von Bibelworten in einer Weise abstoßend wirkt, daß nach meinem Gefühl die sonst so zarte Farbenstimmung des Stücks gestört wird, bis auf diese eine Szene haben wir überall die vorsichtige Ausdrucksweise weltmännisch gebildeter Personen. Wer das Gretchen-drama im Faust ertragen kann, wird auch die Maria von Magdala ertragen können.

Und wird unser religiöses Gefühl verletzt? Daß der Dichter uns den Herrn im Spiegel der Seele eines sündigen Weibes zeigt, kann uns unmöglich verletzen, wir verehren ihn ja als den Heiland, der keinen aufgibt, der das Verlorne auch im Staube sucht. Keiner und erhabner kann uns sein Bild schwerlich geschildert werden, als es in dem Stück geschieht. Durch die trübe Atmosphäre, die über allen diesen Menschen liegt, leuchtet seine Gestalt klar und in ungebrochnem Glanz, in der Tat wie reinstes Sonnenlicht. Ihn selber sehen wir nicht, wir hören nur einmal eine Stimme, die ihm angehören muß, aber wir sehen die Strahlen, die von ihm ausgehn. Wir sehen, wie das von ihm ausstrahlende Licht von denen gehaft wird, die mit ihrem Wesen in der Finsternis wurzeln, wie es dagegen alle wunderbar anzieht, die etwas Lichtes und Edles in sich tragen, und wie sich alles, was von guten Lebenskeimen in

ihnen ruht, unter den Strahlen dieses Lichtes zur Blume entfaltet. So bei dem Hananjah, den wir anfangs im Gemach der Buhlerin antreffen, und der zuletzt nicht fern vom Reich Gottes ist. So sogar bei Flavius, der am Ende bekennt: Als ich ihn, den ich für einen Lören und Träumer gehalten, zu schmachvollem Tode schreiten sah, erhabne Trauer auf seinem Antlitz über den Sieg der tückischen Feinde, und ihn vom Kreuz herab Worte der Vergebung sprechen hörte, da wußte ich, wenn je etwas Göttliches in Menschenbildung auf Erden erschien, so wars in diesem hohen Dulder. Und endlich und vor allem bei der Maria selber.

Aber man sagt uns, für einen Christen sei es unerträglich zu erleben, wie die Tatsache der Erlösung an den Willen einer Buhlerin geknüpft werde oder so ungefähr. Auch diesen Einwand halte ich nicht für stichhaltig. Maria sagt es ja frank und frei heraus: Ich tats, ich habe euern Herrn und Heiland in den Tod getrieben. Das ist eben ihre Meinung, und die kann irrig sein. Mit demselben Rechte hätte Pilatus behaupten können: Wenn es mein Wille gewesen wäre, so hätte die Christenheit keinen Karfreitag zu feiern. Der Christ betrachtet das Leiden Christi als eine Tat Gottes, aber er leugnet doch nicht, daß nach dem Willen der Vorsehung menschliche Kräfte und Mächte in dem göttlichen Mysterium mitgewirkt haben. In dem Drama läßt der Dichter selber den Flavius zur Maria sagen: Wer sagt dir, daß er die Hand des Retters ergriffen hätte, statt als ein Märtyrer und Held in den Tod zu gehn? Ich glaube, man muß sich immer wieder gegenwärtig halten, daß Heyse nicht das Drama des Menschensohns, sondern das Drama einer Sünderin hat schreiben wollen, die durch Jesus errettet worden ist. Die Tragödie, die in Golgatha ihr vorläufiges Ende findet, bildet für das Drama der Maria nur den gewaltigen Hintergrund, dabei war es freilich nun nicht anders möglich, als daß die Gestalt, die hinter der Szene steht, das Interesse übermächtig an sich ziehn mußte. Maria ist Heldin des Stücks, aber der eigentliche Held, um den die Erde kreist, ist Jesus. Das Drama der Maria ist im Grunde mit dem vierten Akt zu Ende, da wo sie ihre neugewonnene sittliche Existenz in der schwersten Prüfung bewahrt und sich wie Gretchen im Faust in den Schutz der Engel befiehlt. Hätte sie etwa das Opfer gebracht und dann erkennen müssen, auf welchen Irrtum sie verfallen und wie vergeblich das Opfer gebracht wäre, so hätte sie auch der fünfte Akt in einer neuen dramatischen und tief tragischen Situation zeigen können. So gilt der fünfte Akt weniger ihr, als dem Herrn, und als letzte Tröstung und Versicherung bringt er nicht ihre, sondern des Herrn Auferstehung. Soviel ichs auch überlege, ich glaube nicht, daß jemand wirklich durch dieses Stück in seinem religiösen Gefühl verletzt werden könnte. Jesus geht so ruhig und sicher seinen Weg wie die Sonne am Himmel, und was sie auch unten auf Erden sinnen und planen, sein Leben — darüber läßt uns das Drama nicht im Zweifel — wird von andern Händen gelenkt als von Menschenhänden.

Dennoch, so gewiß ich den redlichen Willen habe, das Drama mit unbefangnen Augen zu betrachten, darf ich es nicht verhehlen, daß auch ich gewünscht hätte, Heyse selbst hätte auf die Aufführung seines Werks verzichtet.

Manches verträgt eben das Licht der Bühne nicht. Wer Heyse's Buch nur liest, wird sich willig dem Zauber der dichterischen Kunst hingeben und sich über manches hinwegsetzen, was ihm bei der Aufführung nicht mehr erträglich sein würde. Denn beim stillen Lesen breitet die Phantasie über alle Gestalten und Begebenheiten einen ahnungsreichen Schleier, der hier eine Härte mildert, da einen Schatten verstärkt, dort ein Licht hell hervortreten läßt. Möchten doch unsre dramatischen Dichter bei dem guten Gebrauch bleiben, die Gestalt Jesu von den Brettern fern zu halten. Sie können die christlichen Probleme sehr wohl behandeln, tun aber gut, ihren Standpunkt etwas ferner von der Lichtquelle zu nehmen und sich also damit zu begnügen, ihre Kunst an Personen zu zeigen, in denen der Geist Christi Gestalt gewonnen hat, nicht an ihm selbst und nicht an den Tatsachen des Evangeliums. Auch Otto Ludwig hatte einmal die Idee, ein Drama „Christus“ zu schreiben, und sein ganzes Herz war von diesem Plan ergriffen worden. Er wollte dadurch selbst zum Christen werden und manche in dieser indifferenten Zeit wieder zum Christentum zurückführen. Ihm schwebte so etwas wie die naive Kunst der Oberammergauer vor. „D es ist ein göttlicher Stoff, rief er aus, aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu.“ Otto Ludwig hat seinen Plan nicht ausgeführt. Mit scharfem Blick erkannte er wohl, daß der göttliche Stoff zu spröde ist für menschliche Hände, und daß das schöne Bild, das er in der Seele trug, in der Umrahmung der Bühne ein andres Aussehen annehmen und andre Wirkungen hervorbringen würde, als er gewollt hatte. Das Leben Jesu eignet sich wohl zu einer epischen, nicht aber zu einer dramatischen Bearbeitung. Es fehlen in ihm die Konflikte, deren der Dichter zur Ausspinnung der Handlung unbedingt bedarf, es fehlt die Schuld, es fehlen die dunkeln Leidenschaften. Man braucht sich nur Otto Ludwigs Entwurf zu dem Drama „Christus“ anzusehen, so erkennt man, wie wenig dramatisches Leben auch dieser bedeutende Dramatiker aus dem Stoffe, von dem er begeistert war, herauszuholen vermochte. Es sind rein lyrische Stimmungen oder malerische Wirkungen, die er bei der Ausführung seines Plans erreicht haben würde. Fügt man nun in das Leben Jesu solche Motive ein, von denen allein sich eine dramatische Bewegung ableiten ließe, so veränderte man damit das Bild des Herrn in einer Weise, daß sich der Gläubige mit Recht verletzt fühlen würde. Der Dichter bewegt sich also fortwährend an den Grenzen des Zulässigen, und er sieht sich beständig von Rücksichten bedrängt, die dem Wesen der Kunst fremd sind, und die ihm darum in seinem künstlerischen Schaffen hinderlich sein müssen. Heyse hat es nun allerdings vermieden, die Gestalt Jesu selbst in die Handlung, wie sie auf der Szene verläuft, hineinzuziehen, aber indem er die dramatische Entwicklung von einer Person ausgehn läßt, die selbst nicht auf der Szene erscheinen darf, hat er sich seine Aufgabe von vornherein sehr schwer gemacht. Und um den Stoff dramatisch zu machen, hat er sich ferner genötigt gesehen, die biblische Geschichte recht willkürlich zu behandeln und wohlbekannten Bildern aus dem Evangelium einen uns fremden Farbenton zu geben. Es ist das gute Recht des Poeten, die Fäden der Phantasie um alle Begebenheiten zu ziehen, nie Geschehenes zu erfinden, um das wirklich Geschehene

in ein helleres Licht zu rücken. Aber die wirklichen Tatsachen darf er uns nicht verändern. Die Tatsachen der Geschichte Jesu stehn nun aber so fest im Herzen der Christenheit, daß man auch Geringeres daran nicht ohne Schädigung des Eindrucks umbilden kann. Die Identifizierung des Judas mit dem Wechsler, überhaupt sein Verhältnis zu Maria ist, wie ich glaube, keine notwendige und auch keine sehr glückliche Erfindung. Daß die Maria Magdalena die große Sünderin sei, ist eine alte, wenn auch unbewiesene Meinung, aber daß sie nun auch die Ehebrecherin aus Johannes (Kapitel 7) sein soll, ist doch wohl zu viel der Kunst. Und überhaupt diese ganze Szene. Mir scheint sie sehr wenig am Platze zu sein und an dieser Stelle der Glaubwürdigkeit zu ermangeln. Im Evangelium sind es Widersacher Jesu, die ein beim Ehebruch auf frischer Tat ergriffenes Weib vor den Herrn bringen und in ränkevoller Weise sein verdammendes Urteil herausfordern. Da weist er sie ab. Im Drama handelt es sich um eine Tat, die längst besprochen und worüber man längst zur Ruhe gekommen ist. Maria von Magdala ist in Jerusalem eine bekannte Person, auch der Hohepriester kennt sie, und ihr Auftreten in der Großstadt hat bisher nirgends einen Volkstumult hervorgerufen. Und nun sollen gar Leute aus der Umgebung Jesu, unter denen doch genug Zöllner und Sünder waren, die Rolle der grausamen Haffer und unheiligen Richter übernehmen, sie, schlichte Leute aus dem Volke mit guten stillen Gesichtern, wie sie Flavius schildert, sie, die auf den leisesten Wink des Meisters hören, sie sollen im Angesicht des Meisters den Akt roher Volksjustiz begehren wollen? Das scheint mir wenig glaubwürdig zu sein. Und endlich die Stimme aus dem Hintergrund: sie mag höchst wirkungsvoll in das Volksgetümmel hineintönen, aber ich fürchte, die damit erreichte Wirkung gehört mehr in das Bereich des Sensationellen, als in das Reich der wirklichen dramatischen Kunst. Das Wort Jesu selbst verliert in dem Zusammenhang des Stücks an innerer Berechtigung, es klingt an dieser Stelle viel zu pathetisch, es ist viel zu wuchtig und viel zu schwer. Im Zusammenhang des Evangeliums, wo es an scheinheilige, mit allen Mitteln der Dialektik gegen Jesu ankämpfende Pharisäerseele gerichtet ist, steht es am rechten Platze und ist gerade so wuchtig und schwer, als es sein mußte. Aber bei Leuten, die dem aufgehobnen Finger augenblicklich folgen, bedarf es keines Peitschenhiebs. Eine so willkürliche Behandlung der biblischen Erzählungen bringt uns in einen Gegensatz zum Dichter und stört uns die poetische Stimmung. Es fällt einem dabei das Wort Lessings ein: Ich weiß nicht, ob es schwer ist, solche Erfindungen zu machen, aber das weiß ich, daß sie schwer zu verdauen sind.

Maria von Magdala wird sich nun wohl ein Theater nach dem andern erobern, und nachdem einmal das Interesse so lebhaft angeregt worden ist, volle Häuser bringen. Und sie wird die Herzen erschüttern. Wer das alles gern verhindert hätte, der hätte gut getan, sich auf den stillen Ausdruck des Bedauerns, daß sich Heise an einen solchen Stoff gewagt hat, zu beschränken. Das wäre, von seinem Standpunkt aus betrachtet, das klügste gewesen. So viele Erfahrungen zeigen uns, daß jeder Versuch, eine wirklich bedeutende Dichtung zu unterdrücken, jedesmal den entgegengesetzten Erfolg hat. Nun regen sich auch die, auf deren Teilnahme unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht zu rechnen

gewesen wäre. Ich bin ganz dafür, daß man den Sensationsmachern scharf auf die Finger sehe und die Geldwechsler, die auf die niedrigen Triebe der Menschen spekulieren, auch aus dem Heiligthum der Kunst hinaustreibe. Aber einem Paul Heyse soll man das Wort nicht entziehen. Er wird manches schreiben und dichten, was nicht nach jedermanns Sinn ist, aber gewiß nichts, was nicht den Stempel edelster dichterischer Kunst an sich trüge. **



Leipziger Dramaturgie

1. Maria Stuart



wei Bühnen, die Burg und das Théâtre Français, können dem Besucher leicht die meisten andern Theater verleiden. Sie verwöhnen ihn durch den musikalischen Wohlklang der Sprache und besonders des Verses, durch das klassische Ebenmaß ihrer Aufführungen und durch eine wohlervogne, mehr gediegne als prunkvolle Inszenierung. Es ist die Frage, ob es nicht auch für andre Bühnen der Mühe wert wäre, diesen für den Kunstgenuß so wesentlichen Erfordernissen wieder etwas mehr Beachtung zu schenken. Die hier zu Grunde liegenden Wahrnehmungen beziehen sich zwar zunächst auf die beiden städtischen Bühnen Leipzigs, das Alte und das Neue Theater, die den Grund ihres unbefriedigenden pekuniären Ertrags in der Konkurrenz suchen zu müssen glauben, aber diese Plauderei soll doch, obwohl sie es mit einzelnen schauspielerischen Leistungen zu tun haben wird, weder für eine eigentliche Theaterkritik ausgegeben werden, noch sich ihrem Zwecke nach auf einzelne Bühnen beschränken. Es sollen vielmehr bei der Besprechung einzelner Aufführungen allgemeine Fragen rein sachlich erörtert werden, und wenn dabei über die Darstellungsweise des einen oder des andern Künstlers ein Urtheil gefällt wird, so kommen dabei keine Eigenheiten und störenden Angewöhnungen nur insofern in Betracht, als seine Anschauung von dem, was man dem Publikum bieten darf, als eine auch für andre Darsteller desselben Faches typische angesehen werden kann. Den einzelnen Künstler zu überzeugen und zur Ein- und Umkehr zu bewegen, ist wenig Aussicht vorhanden: der Beifall des großen Haufens, dem die Kulissenreißerei um so besser mundet, je krasser sie ist, verblendet den, der für die Masse spielt, über die Verwerflichkeit seiner Ziele, und es ist deshalb offenbar zweckmäßiger, das Publikum an die himmlische Anmut und Schönheit wahrer Kunst zu erinnern, als den Schauspieler. Wenn der gewohnheitsmäßige Kulissenreißer für seine gewiß gut gemeinten, aber im höchsten Grade bedauerlichen Anstrengungen ein paar Abende hintereinander nichts als das eisige Schweigen des gesamten Hauses ernten könnte, wäre er und wären wir gerettet. Ein solches wohlthätiges Wunder ist nun freilich bei der Verwahrlosung des allgemeinen Kunstgeschmacks nicht zu hoffen, aber wie der rastlos fallende Wassertropfen im Laufe der Jahre den um soviel härtern Stein aushöhlt, so könnte auch mit Apollos und der Mufen gnädiger Hilfe das sensationslustige Publikum unsrer Tage allmählich wieder einem feinern, verständigern und künstlerisch anspruchsvollern Platz machen.

Der als Überschrift gewählten Bezeichnung „Leipziger Dramaturgie“ stand freilich daselbe Bedenken entgegen, das einsichtige Eltern abhält, ihre Kinder auf berühmte Namen wie Cäsar oder Pompejus taufen zu lassen, denn niemand gibt gern zu Vergleichen Anlaß, bei denen er in gar zu empfindlicher Weise den kürzern ziehen muß. Aber ebensogut wie es eine Menge Auguste gibt, die nie im